

IX Transzendenz der Selbstwahl

Ich gehöre mir, aber ich verdanke mich nicht mir. Noch als selbstständiges, in sich stehendes, aus sich handelndes Wesen verfüge ich nicht über die erste Initiative – über mich selbst schon gar nicht. Ich bin, wie Jaspers sagt, mir selbst geschenkt.¹ Ich existiere im Wissen um Transzendenz als diejenige Macht, durch die ich erst »ich« bin.²

Freies Wollen und transzendentes Müssen

Ich finde mich vor, aber ich »habe« mich nicht schon: Ich muss erst in ein Verhältnis zu mir finden. Ich muss, um ich selbst zu sein, mich als dieses Selbst wählen, als diesen bestimmten Menschen, der ich einerseits (als objektives Selbst) schon bin, zu dem ich andererseits erst werde (der sein subjektives Selbst seinem objektiven annähert). Aber wähle ich mich denn wirklich, explizit? Ich wähle mich, indem ich überhaupt, irgendetwas, wähle, immer schon als Wählenden mit.

Mein subjektives Selbst steht, auch wenn es nicht ausdrücklich weiß oder will, in Beziehung zu meinem objektives Selbst. Diese Beziehung heißt »Freiheit«. Frei bin ich mir selbst voraus. Das Mir-voraus-Sein hat die Struktur einer aufgeschobenen Selbstbegegnung, einer vorzeitlichen Wiedererinnerung; es bringt das Dunkel meines Woher in die Helle dieser Welt, der Verhältnisse, in denen ich hier und heute lebe. Frei, verfüge ich über einen mir innerlichen – aus dem Akosmismus meines Inneren rührenden – Grundabstand zu den Verhältnissen, in denen ich lebe, inklusive zu mir selber. Dies macht und hält mich frei noch inmitten realer Unfreiheit. Nur ein freies Wesen weiß um seine Unfreiheit.

1 Vgl. Karl Jaspers: Einführung in die Philosophie. München 1973, S. 36.

2 Vgl. ders.: Von der Wahrheit, S. 79.

Ich sehe mich, vom Außen bedrängt, von ihm auf die Differenz von Innen und Außen gestoßen, die mich nicht nur von außen, sondern ebenso von innen her bestimmt. Das Verhältnis, das ich zur äußeren Wirklichkeit einnehme, ist in meinem Verhältnis zu mir selber vorgebildet, und umgekehrt. So finde ich mich anlässlich des mich bedrängenden Außen umso klarer vor mich selbst gestellt, vor die Notwendigkeit, mich als dieses Selbst zu wählen.

Mit jeder Wahl, die ich treffe, so alltäglich und banal sie auch sei, entscheide ich über mich als Wählenden, darüber, wer ich sein will. Mit jeder bewussten Wahl meiner selbst spiele ich die Kontingenz meiner schieren Existenz durch, um mich im Rücklauf, in Annahme des Geschenks meiner selbst, immer wieder neu als selbstständiges, selbstverantwortliches, entscheidungsfähiges Wesen zu gewinnen. Jede Wahl ist solch eine implizite Selbstwahl und als diese transzendent, d.h. durch meine Freiheit bestimmt. Zugleich kann ich niemals jemand anderes sein als ich selbst. Dabei verbleibe ich stets in den von meinem objektiven Selbst gezogenen Grenzen; hinter ihm bleibe ich einerseits, als subjektives Selbst, lebenslang zurück, während ich mich andererseits auf mein objektives Selbst hinbewegen, meine Grenzen aufsuchen muss, um zu werden, der ich bin.

Ich weiß nicht, was früher ist: ich oder mein Wille zu mir. Weil ich es nicht weiß, muss ich mich selbst *wollen*: Nichtwissen heißt Wollenmüssen³, freies Wollen ist transzendentes Müssen⁴. Der Freie hat seine Wahlfreiheit nicht selbst gewählt; sie ist ihm, als Integral seines Sich-selbst-Habens, mit seinem Sich-geschenkt-Sein mitgegeben. Ich verfüge über mich als freien Menschen, nicht aber über die Tatsache, dass ich frei bin. Indem ich mich als *so* Wählenden wähle, mache ich der Transzendenz, durch die ich bin, das Gegengeschenk meiner Selbstverantwortlichkeit. Auch wenn ich nicht über die erste Initiative verfüge, bin ich doch für mein Leben verantwortlich. Verantwortung für mich übernehmend, gebe ich mich zur Antwort auf mein ungefragtes Dasein. Ich mache mich zum Gegengeschenk, indem ich der Welt mit Selbstausdruck begegne, so lange, bis mich mir der Tod wieder wegnimmt.

Bevor ich mich für mich selbst verantwortlich weiß, weiß ich mich bereits vor etwas verantwortlich, das früher als mein Selbst ist und auch noch nach ihm sein wird.⁵ Ich kann nicht Verantwortung für mich übernehmen, ohne meiner anfänglichen Verspätung gegenüber dem Rechnung zu tragen, wodurch ich überhaupt bin. Gäbe es kein Wovor der Verantwortung, könnte ich mich genauso gut

3 Vgl. ders.: Philosophie II: Existenzerhellung, S. 191.

4 Vgl. ders.: Der philosophische Glaube, S. 135.

5 Vgl. Viktor E. Frankl: Grundriß der Existenzanalyse und Logotherapie. A.a.O., S. 111.

von jeglicher Verantwortung entbunden glauben. Beziehungsweise: Meine Selbstverantwortlichkeit wäre meinen ichgebundenen Interessen, Leidenschaften und Idealen kongruent. Sie wären ohne die höhere Instanz eines Wovor meiner Verantwortung zugleich unüberwindbar.⁶ Meine Selbstverantwortung ablehnend, würde ich mich selbst ablehnen. Ich würde ablehnen, zu mir werden, mich – mein subjektives Selbst – in Übereinstimmung mit mir – meinem objektiven Selbst – bringen zu wollen. Mit mir in Übereinstimmung zu sein, ist nicht meine Privatsache. Es ist von über mich hinausgehender, auch die Anderen betreffender, ethischer Bedeutung.

Im Selbstdurchgang zur Zeitgenossenschaft

Indem der Einzelne sich selbst wählt, isoliert er sich, um sich damit, paradoxerweise, umso mehr in das hineinzubegeben, womit er unvordenklich-vorgeburtlich verbunden ist. Er gewinnt sich als Zeitgenosse, indem er sich der Transzendenz öffnet, durch die er sich in seinem Selbst-geschenkt-Sein annimmt. Kierkegaard nennt den Vorgang dieser Selbstannahme »Reue«. Um Kontakt zu sich selbst – seinem objektiven Selbst – zu finden (um dessentwillen er ja wählt, wählend sich als Wählenden mitwählt), muss er gleichsam die Transzendenz seines Sich-geschenkt-Seins zurückverfolgen, eben »bereuen«: »in sich selbst zurück, zurück in die Familie, zurück in das Geschlecht, bis er sich selbst findet in Gott«⁷. Der Einzelne hat das Ganze der Geschichte, in der er steht, nur im Selbstdurchgang seiner transzendenten Selbstannahme, kraft seiner Fähigkeit zur Reue als Scharnier aller zukünftigen Umkehr: Indem ich umkehre, nehme ich Abschied von meinem naturwüchsig-strukturdeterminierten Gewordensein in Hinblick auf ein freies, selbstbestimmtes Werden. Die Reue lässt mich mein Verstricktsein in mich selbst als *so* Gewordenen eingestehen und in mir das Verlangen entstehen, aus ihm auszubrechen, mit mir selber neu anzufangen. Jede mit einer Umkehr verbundene Selbstwahl ist ein solcher Ausbruchversuch und Neuanfang – eine Wiedergeburt.⁸

Indem ich in die mich hier und jetzt bestimmenden Differenz von Innen und Außen hinein-, durch sie hindurchgehe, werde ich meiner selbst zugleich in sei-

6 Vgl. Robert Spaemann: Personen, S. 105f.

7 Sören Kierkegaard: Das Gleichgewicht zwischen dem Ästhetischen und dem Ethischen in der Herausbildung der Persönlichkeit. In: Entweder-Oder. München 1980, S. 774.

8 Vgl. ders.: Philosophische Brosamen und Unwissenschaftliche Nachschrift, S. 28f.

ner Verbundenheit mit dem Ganzen der Gattung Mensch inne, als ein Individuum, das, so sehr es ein eigenständiges Selbst herauszubilden bzw. sich selbst zu verfehlen imstande ist, allgemein Menschsein vertritt.⁹ Jede und jeder von uns ist der erste Mensch – ›Adam‹. Meine anfängliche Verspätung hat ihr Urbild in der durch Adam auf uns gekommenen Erbsünde. Er repräsentiert den immerwährenden Anfang in der Geschichte, seine ›Sünde‹ die menschliche Freiheit, die zu treffende Selbstwahl eines jeden. Ich gewinne mich als autonom Handelnder und Denkender, indem ich jene Erbsünde als meine anfängliche Verspätung gegenüber der Transzendenz, durch die ich überhaupt bin, annehme.

Die Reue macht Ernst mit dem Eingeständnis meiner anfänglichen Verspätung. Mich meiner Verspätung stellend, mache ich sie zum Material meiner Selbstwahl. Indem ich mich in der Reue, ausgehend von der mich hier und heute bestimmenden Innen-Außen-Differenz, im Rückgang auf meine Determinanten loskaufe, öffne ich mich mir selbst als sich selbst entwerfendes, geschichtliches Wesen. Die in der Selbstwahl erlangte Freiheit gründet auf nichts als diesem Loskauf: Ich wähle mich, meinem inneren Akosmismus entsprechend, aus der Welt heraus in diese, mich in ihr hinzufügend, zurück.¹⁰

Mich selbst wählend, nehme ich mich mithin als noch ungeboren, als jemanden, der sich erst zu sich selbst und zur Welt bringen muss. Selbstwahl ist insofern immer auch Selbstentwurf. Der frühe Jean-Paul Sartre* fasst den Menschen *komplett*, d.h. jenseits des ihm eignenden geistig-körperlichen Doppelaspekts, als den Entwurf seiner selbst auf. Der Mensch ist demnach zur Freiheit verurteilt. Da er keiner Natur angehört, sondern ganz und gar Freiheit ›ist‹, ist er stets außerhalb seiner selbst. Um sich nicht zu verlieren, muss er transzendente Ziele verfolgen: Er ›hat‹ sich und die Welt immer nur in Form seiner und ihrer (da er auch in seiner Beziehung zur Welt nicht festgelegt ist) Überschreitung.¹¹

Freiheit besteht nach diesem Verständnis in nichts als der Überschreitung, zu der ich gezwungen bin, um ich selbst zu sein. Mein Selbstentwurf ist erinnerungslos – nach Kierkegaard: reuelos – wie solipsistisch. Überschreitung in Permanenz führt mich nicht dahin, mich belastbar zu entwerfen, auf ein Fernziel hin

9 Vgl. ders.: Der Begriff Angst. Frankfurt/M. 1984, S. 72.

10 Vgl. ders.: Das Gleichgewicht zwischen dem Ästhetischen und dem Ethischen in der Herausbildung der Persönlichkeit. A.a.O., S. 814.

* *Jean-Paul Sartre* (1905-1980), französischer Philosoph und Dramatiker. Hauptvertreter des französischen Existenzialismus, in dessen Mittelpunkt der kontrafaktische Selbstentwurf des Einzelnen steht.

11 Vgl. Jean-Paul Sartre: Ist der Existentialismus ein Humanismus? In: ders.: Drei Essays. Frankfurt/M. – Berlin – Wien 1977, S. 35.

zu evolvieren, da es ja nichts gibt, was sich evolvieren ließe, womit ich in meiner Selbstwahl koevolvieren könnte. Selbstwahl, in diesem Sinne, ist bloße Flucht nach vorne, in der nichts mitgenommen, nichts realisiert, nichts verändert wird.

Ich bin so wenig zur Freiheit verurteilt, wie ich die Bedingungen meiner Existenz selbst festlege. Ich bin nicht schon frei, wenn ich frei sein will. Mein Wille zur Freiheit gehört, im Gegenteil, vom Bewusstsein meiner Unfreiheit, mein Denken von der Einsicht in seine anfängliche Verspätung informiert. Ich verfüge zu keiner Zeit über die erste Initiative. Um mich selbst entwerfen zu können, muss ich mich in irgendeiner Weise schon vorfinden. Ich kann mich nicht zur Gänze entwerfen. Ich entwerfe mich lediglich nach Maßgabe des Ganzen, das ich für mich selber bin, *weiter*. Ich tue dies, indem ich mich der mich hier und jetzt bestimmenden Innen-Außen-Differenz konfrontiere, in sie hinein-, durch sie hindurchgehe, um mir so, in struktureller Kopplung an die jeweiligen Verhältnisse, in Koevolution mit dem, was mich determiniert, den Spalt meines eigenen Spielraums weiter zu öffnen.

Freiheit ist, bevor sie eine Frage des Wollens ist, eine der Wahrnehmung und Selbsterkenntnis. Sie besteht darin, mich in Bedingungen vorzufinden, über die ich nicht verfüge und sie als diese anzunehmen. Sie anzunehmen heißt bereits, eine Differenz von Innen und Außen wahr-, sie zum Anlass, Ort und Material meiner inneren Freiheit zu nehmen, um sogleich einen Ausweg aus der aktuellen Umklammerung von Innen und Außen zu suchen und diesen dann auch zu *nehmen*. Indem ich meine anfängliche Verspätung, mein Mir-geschenkt-Sein annehme, sinne ich meinem Selbstentwurf unwillkürlich einen Kontext an. Nicht, dass ich diesen Kontext klar überblicke; ich erspüre ihn vielmehr aus dem Widerspruch, in dem ich mich jeweils befinde, nämlich dem Gebot, ich selbst zu sein, mich aus meinem Unterschiedensein von allem, noch von mir selber, begreifen zu lernen, bei gleichzeitigem Wissen um mein Verbundensein mit einem Ganzen, woran ich mit meinem Denken anzuschließen suche, wo ich doch weiß, dass jeder Anschluss wieder eine neuerliche Lücke reißen wird. Ich finde mich in meinem Innern von jeher von diesem Widerspruch in Bewegung gesetzt: als Aufgabe an mich, das Schicksal meiner Individuation mit der Lösung dieses Widerspruchs zu verknüpfen.¹²

Meine Selbstwahl ist mein Innerpersönlichstes und doch keine Privatsache. Die Selbstentfaltung des Einzelnen steht in koevolutionärem Zusammenhang mit den Bedingungen seiner Existenz, die historisch vorentschieden sind. Indem ich mich als mir geschenkt annehme, nehme ich die Bedingtheit meiner Existenz mit an. Mich als Selbst entfaltend, engagiere ich mich nicht nur innerhalb der raum-

12 Vgl. Sören Kierkegaard: Der Begriff Angst, S. 29.

zeitlichen Strukturen meiner Gegenwart, sondern nehme teil an der Evolution eben dieser Strukturen.¹³

Individuation und Unendlichkeit: Ordo Amoris

Mich selbst wählend, wähle ich nicht zwischen mehreren Möglichkeiten, ich selbst zu sein. Vielmehr geht mir die Vielzahl der Möglichkeiten, ich selbst zu sein, erst auf, nachdem ich gewählt habe. Das Nachdem ist ein Immer-schon; die Bedingungen meiner Selbstwahl sind mir mit meiner Existenz als vorentschieden mitgegeben. Meine Selbstwahl besteht darin, die Vorentschiedenheit ihrer Bedingungen zu bestätigen, um mich dann, in Annahme und Durchgang der mich hier und heute bestimmenden Innen-Außen-Differenz, als von allem, noch von mir selber, Unterschiedenen zu wählen. Oder es eben zu lassen: Ich kann ebenso bewusst an mir vorbei leben. Und doch entgehe ich mir nicht: Ich werde mich nur nicht entfaltet haben.

Dieselbe Transzendenz, durch die ich mich mir geschenkt weiß, lässt mich im Herausgang aus mir noch bei mir bleiben. Sie erhält mich in meiner inneren Ungeborenheit, meinem unausgesetzten Zur-Welt-kommen-Wollen, Mich-der-Welt-Hinzufügen. Was mich dazu bringt, zur Welt kommen, mich ihr hinzufügen zu wollen, entzieht sich mir im selben Maße, wie mein subjektives Selbst nicht schon an sich selber, seinem strukturdeterminierten Gewordensein, Genüge findet. Es hört nicht auf, auf sein objektives Selbst hinzuzielen, ohne dass es je bei ihm – bei sich selbst – ankäme. Ich erfahre und erschöpfe meine Möglichkeiten nie zur Gänze. Eher erfahre ich mich und meine Möglichkeiten von den Grenzen her, an die ich, innen wie außen, stoße: Jeder Anstoß an sie lässt in mir den Gedanken entstehen, aus mir herausgehen wollen – auch wenn ich es dann nicht tue.

Befinde ich mich, nach Kierkegaard, in dem Widerspruch, einerseits ich selbst sein zu sollen, um gerade darüber, über die Gleichzeitigkeit von Vorwärtsentfaltung und rückwirkender Reue, mich mit dem Ganzen verbunden zu wissen, so bin ich nach Descartes in den Widerspruch versetzt, als endlicher Geist Unendliches denken zu sollen. Gleich dem kierkegaardschen Paradox bleibt das zu denkende Unendliche dem Denken des Unendlichen unerreichbar. Um aus diesem Widerspruch herauszukommen, muss ich diese Unerreichbarkeit mit bedenken. Ich muss den Gedanken des Unendlichen auf mich selbst als den, der ihn denkt, anwenden. In dem Augenblick erführe ich ihn als für meine Selbstgenese

13 Vgl. Erich Jantsch: Die Selbstorganisation des Universums, S. 348.

konstitutiv; ich würde mich in meiner Fähigkeit begreifen, mich selber als begrenzt zu begreifen.¹⁴

Eben diese Fähigkeit ist, Descartes zufolge, Indiz des in mir wirksamen Unendlichen. Nur aus der Perspektive eines gedachten Unendlichen und Vollkommenen nämlich kann ich mich selber überhaupt erst als endliches, mangelbehaftetes, zweifelndes Wesen begreifen. Trüge ich nicht die Idee solch eines Unendlichen und Vollkommenen in mir, könnte ich nicht einmal zweifeln. Mein Zweifel hätte keine Funktion. Diese erhält er erst von jener Idee, von der her ich meinen eigenen Abstand zu ihr durchspiele. Wie aber ist diese Idee in meinen Kopf gekommen? Gott selbst hat mir, so Descartes, seine Idee von ihm eingepflanzt, auf dass ich meiner als Bewusstseinswesen bewusst werde. Bewusstsein ist Bewusstsein einer Spaltung – der Diskrepanz von Idealem und Realem, Begriff und Wirklichkeit. Was mich zweifeln lässt, lässt mich zugleich meinen Zweifel reflektieren. Die Fähigkeit zu denken beinhaltet bereits die Fähigkeit, mich als Denkenden zu bedenken. An diesem weltlosen Vermögen erkenne ich mich als Person wieder. Die Fähigkeit, durch die ich die Idee des Unendlichen und mich selbst erfasse, ist nach Descartes dabei ein und dieselbe.

Dabei finde ich mich bereits mit Neigungen und Talenten ausgestattet vor. Erst mit meiner Selbstwahl entscheide ich jedoch darüber, ob ich zu dem, der ich bin, auch werden möchte. Mich dafür oder dagegen zu entscheiden, bietet mir die mich hier und jetzt bestimmende Differenz von Innen und Außen, vor die ich mich gestellt sehe, jedes Mal Anlass. Ich bin frei, die Differenz, die ich vorfinde, auf meine Weise zu bewältigen und mich in ihrer Bewältigung, in Koevolution mit den mich tragend-bremsenden Strukturen, zu entfalten. Wie ich sie bewältige, resultiert daraus, wie ich sie vordem bewältigt habe. Will ich lernen, sie zukünftig besser, selbstbestimmter zu bewältigen, so muss ich meine früheren Bewältigungen bereuen lernen, d.h. in ihnen wiederum eine Innen-Außen-Differenz auszumachen verstehen. Sie erst mir gibt einen Anhalt, worin mein Lernbedarf bestehen soll, um hieraus denn Mut und Kraft zu zukünftigen freiwilligen Selbstdezentrierungen zu schöpfen.

Mich selbst wählend, entscheide ich mich unter Bedingungen realer Unfreiheit für mein Freisein. Ich entscheide mich, aus der erfahrenen Nichtübereinstimmung mit dem Außen heraus, gegen die Nötigung, mich ihm kongruent zu machen. Ich nutze die erfahrene Nichtübereinstimmung mit dem Außen zur Affirmation meines Inneren; ich beginne, in mir Dominanz über das mich Dominierende herzustellen. Indem ich die sich mir je auftuende Differenz von Innen

14 Vgl. René Descartes: Meditationen über die Grundlagen der Philosophie. Dritte Meditation: Über das Dasein Gottes. Hamburg 1993, S. 47.

und Außen durchlaufe, bietet sich mir jederzeit die Gelegenheit, mich für mein Freisein zu entscheiden, selbst dann noch, wenn ich mir meine Unterlegenheit gegenüber den mich bestimmenden Verhältnissen eingestehen muss. Ich entscheide mich für meine Freiheit auf der Grundlage, dass ich frei *bin*, dem Umstand, dass ich, solange ich lebe, zu keinem Zeitpunkt mit dem Außen kongruent bin. Nur sofern ich frei bin, d.h. eine Differenz zwischen Innen und Außen vorfinde, kann ich überhaupt Unfreiheit empfinden. Meine Freiheit bringt mich, so verstanden, zuallererst in ein Verhältnis zu meiner Unfreiheit. Es ist nichts als dieses Verhältnis, das ich mit dem Moment der Selbstwahl zum Gegenstand meiner Freiheit mache. Nicht nur, dass ich mich in mir mit Neigungen und Talenten ausgestattet vorfinde; ich sehe mich ebenso immer schon von etwas außerhalb meiner in Erregung versetzt. In welcher Beziehung steht das eine zum anderen? Max Scheler zufolge existiert mit uns eine je schon uns bestimmende Ordnung unserer Regungen und unseres Liebens, ein »ordo amoris«. Er sagt etwas darüber aus, wie ich mit der Welt und mit mir selber koevolviere, wie ich mich und sie »habe«. Der Ordo Amoris spricht sich in meinen Vorlieben und Abneigungen aus; ich selber bin, als Gesamt meines Liebens und Hassens, sein Resultat.¹⁵

Struktur determiniert, wie ich bin, bin ich doch auch derjenige, der seine Struktur determiniertheit aufzubrechen, d.h. zu lernen vermag. Ich vermag dies aufgrund meiner inneren Freiheit, meiner Nichtübereinstimmung mit dem Außen, das mich bestimmt. Niemand, nicht einmal ich selber, kann meine innere Freiheit ermessen; genauso wenig kann ich mein aus ihr folgendes Handeln und Verhalten prognostizieren. Es ist in dem Maße unvorhersehbar, wie es nicht kausal erklärbar sein wird. Heinz von Foerster geht noch einen Schritt weiter. Danach haben wir, wenn wir es mit freiem Handeln und Verhalten zu tun haben, mit inneren Entscheidungen über prinzipiell unentscheidbare Fragen zu tun, Fragen, über die nur *wir* entscheiden, und zwar im Maße ihrer äußeren Unentscheidbarkeit.¹⁶ Die Frage, was und wer ich sein will, ist so unentscheidbar, wie sie vorentschieden ist – wie ich mich als den, der ich bin, bereits vorfinde. In der von Wissenschaft geprägten Welt von Foerstern heißt dies, mich entweder als »Entdecker« oder als »Erfinder« vorzufinden. Meine Freiheit besteht dann nur mehr darin, mit meiner Entscheidung, was und wer ich sein will, ihre Vorentschiedenheit zu bekräftigen: Immer wenn von Foerster mit Wissenschaftlern

15 Vgl. Max Scheler: Ordo amoris. In: Schriften aus dem Nachlaß. Band 1: Zur Ethik und Erkenntnislehre. Herausgegeben von Manfred S. Frings. Bonn 1986, S. 347ff.

16 Vgl. Heinz von Foerster: Ethik und Kybernetik zweiter Ordnung. In: KybernEthik, S. 74.

sprach, die sich entweder als Entdecker oder als Erfinder empfanden, war er immer wieder über die Tatsache verblüfft, dass keiner von ihnen davon wusste, jemals eine Entscheidung darüber getroffen zu haben.¹⁷

Darüber entscheidend, was und wer ich sein will, bestätige ich nur, was ich schon bin – dass ich mich mir selbst gegenüber verspäte. Und doch muss ich noch werden, der ich bin; ich komme mir erst auf die Spur, indem ich mir zunächst voraus gewesen bin, d.h. mich aus einem Vorgefühl für mein zu lebendes Leben heraus nach vorne hin entworfen habe. Eben dafür aber brauche ich, als Anlass, etwas Äußeres, das mich anspricht oder abstößt. Ich brauche die Erfahrung eines Widerstands, eine erlebte Innen-Außen-Differenz, die ich zu bewältigen habe, um eben deren Bewältigung mit meiner Selbstwahl zu verbinden.

Die notwendige Illusion der Wahlfreiheit

Von allem, noch von mir selber, unterschieden, erfahre ich Freiheit als innere Freiheit, als Akosmismus meines Inneren. Auf der anderen Seite stellt sich meine Freiheit äußerlich als Wahlfreiheit dar. Die Frage ist nun: Wähle ich jemals wirklich etwas oder wähle ich mit diesem Etwas immer nur mich? Dann: Komme ich wählend je an ein Ziel, mit dem sich meine Selbstwahl erfüllte, oder wähle ich bloß, um *weiterhin* zu wählen? Wenn Freiheit die äußere Gestalt der Wahlfreiheit hat, so nur, damit ich Anlass habe, aus mir herauszugehen. Der Herausgang aus mir fände Sinn und Erfüllung darin, dass ich mich im Gewählten wiedererkennte. Ich würde erkennen, dass ich so wählen *musste*. Ich hätte auf ein Neues mich selbst in meinen Neigungen und Abneigungen kennengelernt, die mich Sachen und Menschen anderen vorziehen bzw. hintanstellen lassen.

Über den Umweg der Wahl hätte ich ein weiteres Mal meine Verspätung gegenüber dem, was mich bestimmt, erfahren: Wählend hätte ich schon gewählt. Etwas hat in mir gewählt, bevor ich selber wähle. Ich habe nur vordergründig die Wahl ›zwischen‹ etwas; meine Wahl führt, was mich von jeher, von innen her, in Bewegung setzt, bloß weiter, nach außen hin. Was und warum ich wähle, kann ich im Augenblick der Wahl gar nicht ermessen. Weil ich es nicht ermessen, muss ich immer wieder neu wählen. Meine Wahl ist Teil der Innen-Außen-Differenz, die ich durchlaufe/die mich bestimmt: Mit jeder Wahl wird die verschwiegene Verbindung von Wählendem und Gewähltem aktiviert, in deren Verlauf Innen und Außen die Plätze tauschen. Es braucht die Illusion der Wahlfreiheit, damit ich diese Verbindung erfahre und begreife. Es braucht sie, damit ich, indem ich

17 Vgl. ebd., S. 75.

nach Äußerem greife, aus mir herausgehe. Derselbe Griff nach Äußerem offenbart mir zugleich die Illusion meiner Wahlfreiheit. Er offenbart sie mir an der Enttäuschung, zu der jegliches Haben von etwas führt. Er weist über mein Enttäuschtsein an ihm einen Umweg zu mir selber zurück: Enttäuscht von meiner – jeder – Wahl, kehre ich zu mir zurück, um, erneut wählend, aus mir herauszugehen und enttäuscht zu mir zurückzukehren usw.

Wählend wähle ich mich als den mit, zu dem ich keine Alternative besitze. Genauso wenig habe ich eine Wahl bezüglich der Welt, in die ich hineingeboren bin. Ich habe aber die Wahl, mich wie die Welt, die ich vorfinde, nicht nur hin-, sondern anzunehmen: mich zu ihr zu verhalten. Indem ich mich zu ihr verhalte, verhalte ich mich, umweghaft übers Außen, zu mir selber. Über dieses doppelte Verhältnis bringe ich mich zur Welt, füge ich mich ihr hinzu. Ich setze einen Bruch mit dem Außen und mit mir einen Anfang: Ich gehe in die mich hier und jetzt bestimmende Innen-Außen-Differenz hinein, durch sie hindurch. Damit verändert sich mir die Welt und mit ihr ich selber. Ich trete ein in die Wiederholungsschlaufen unabsehbarer Rückkopplungsprozesse von Innen und Außen.¹⁸ Ich bringe diese Prozesse allein schon darüber in Gang, dass ich draußen nach Bestätigungen dafür suche, was mich in meinem Inneren bewegt. Was mich in mir bewegt, bewegt mich dazu, aus mir herauszugehen. Würde ich nicht bereits – mir selbst voraus – von der Möglichkeit einer solchen externen Bestätigung ausgehen, hätte ich nicht gewagt, jemals aus mir herauszugehen. Andererseits muss ich selber den ersten Schritt tun, um ein Feedback zu provozieren, das mich ermutigt, in Koevolution mit dem Außen zu evolvieren.

Meine Selbstwahl betrifft nicht nur mich. Sie betrifft meine Welt in ihrer Ganzheit, deren Zentrum ich bin. Als dieses bin ich aufgerufen, mich immer wieder freiwillig zu dezentrieren, d.h. zu lernen. Die Anlässe hierzu halten die jeweilig erfahrenen Innen-Außen-Differenzen bereit. Die Verantwortung für meine Freiheit liegt darin, mich diesen Anlässen nicht zu verschließen, d.h. zu kommunizieren. Kommunizierend trete ich ein in eine bereits stattfindende Kommunikation wirklicher Einzelwesen. Philosophie, als Medium unserer Selbstvermittlung nach außen wie nach innen, stellt da ein Kommunikationsgeschehen in Form eines übergeschichtlichen Gespräches in und aus ihrer Zeit heraus denkender Einzelner dar.¹⁹ Unmerklich gehen wir in unserem eigenen Denken überzeitliche Bündnisse ein. Denkend entfalten wir mit unserer Selbstentfaltung diese Bündnisse. In dem Augenblick, da mir die Nähe zu einem vergan-

18 Vgl. Erich Jantsch: Die Selbstorganisation des Universums, S. 239.

19 Vgl. Karl Jaspers: Philosophische Autobiographie. In: Philosophie und Welt. Reden und Aufsätze. München 1958, S. 384.

genen Denken aufgeht, ist der historische Abstand zwischen mir und ihm wie eingezogen. Ich nehme diesen äußerlich gegebenen Abstand in mein eigenes Denken hinein, verinnerliche ihn zu einer von meinem eigenen Denken aufgenommenen Differenz von Innen und Außen.

Woher die von mir empfundene Nähe rührt und wohin, durch welche Innen-Außen-Differenzen, diese Empfindung mich noch tragen wird, dies herauszubekommen ist nicht zuletzt Aufgabe meines Denkens. Denken ist Vergegenwärtigung eines Nicht-Gegenwärtigen, eines Werdens, das bei keiner Gegenwart haltmacht. Indem mein Denken die spezifische Differenz meiner Gegenwart zur Vergangenheit auf ein *so* noch nicht Gedachtes und Gesagtes hin entfaltet, eröffnet es Zukunft: einen Raum künftiger, unausdenklicher Kommunikation.

